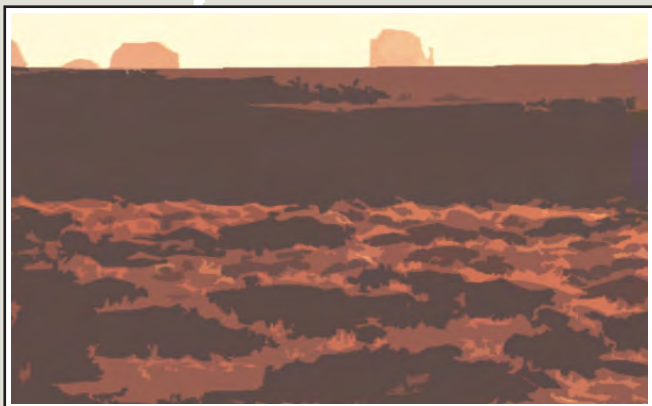


# 1989

Reprint

## Die Luxuswüste



Die Pioniere des amerikanischen Westens hassten die wüsten Gebiete, die sie durchqueren mussten. Der Mangel an Wasser bedeutete Lebensgefahr und erzeugte Landschaften, die den entwurzelten Europäern abgrundtief hässlich erschienen. Heute aber ziehen dieselben Wüsten Zivilisationsmüde magisch an. Hunderttausende kommen, um - was zu finden? *Weiter>*

**Von Gundolf S. Freyermuth**

Kapitel

1

**D**as nächste Bett ist zwei Tage Fußmarsch entfernt, das nächstbeste Restaurant ebenfalls. Die Mittagssonne wirft keinen kühlenden Schatten. An einen Lunch oder auch nur an ein eisgekühltes Getränk ist nicht zu denken. Ein Telefon immerhin ließe sich in zwölf, dreizehn Stunden erreichen. Allerdings könnte sich mein erschöpfter Körper niemals solange und soweit schleppen. So liege ich, mit pochenden Oberschenkelmuskeln, einer sterbenden Eidechse gleich, auf einem weißen, heißen Felsen in der gleißenden Sonne und strecke alle Viere von mir. Apathisch. Kaputt und verloren, irgendwo in der Wildnis; der schönsten Wildnis zugegebenermaßen, in der ich je verloren war.



Abhilfe ist nicht in Sicht. Das funkelnagelneue Paar Tennisschuhe, mit dem ich mich in die Mojave-Wüste aufmachte, zeigt alle Zeichen von Auflösung. Warum auch sollten Hartplatz-Sneaker haltbarer sein als meine zarten Autofahrer-Fußsohlen, die mit üppigen Blasen gegen ihre übertriebene Benutzung meutern? Wer den Anfängen nicht wehrt, darf sich über das Ende nicht beschweren.

Das jedoch scheint weit entfernt. Bis zu den braungestreiften Steilwänden des Gebirgszugs, der den westlichen Ausgang des Tals versperrt, erstreckt sich eine alptraumhaft schöne Einöde aus Felsbrocken aller Größen und Formen, struppigen Wüstengrasbündeln und zwei Dutzend gelb verdorrten Büschen. Dazwischen lauern aggressive Cholla-Kakteen. Kommt man ihnen zu nahe, so setzen ihre Stacheln unvermittelt zum Sprung an, um sich mit bissigem Brennen in der Haut festzukrallen.

Weitere Bewegung scheint mir weder möglich noch wünschenswert. Lieber liege ich auf diesem warmen, in Jahrhunderten vom Wind und gelegentlichen sintflutartigen Regenfällen glattpolierten Stein und harre, bar jeder Orientierung, der Rückkehr des Wüstenexperten, der mich in diese sonnenverbrannte Einsamkeit gelockt hat.

Hoch oben, irgendwo zwischen dem Felsen und dem wolkenlosen blauen Himmel, ziehen derweil zwei große Vögel geduldig ihre Kreise.

**H**armlose hungrige Vögel! Dafür hätte ich die stillen Gleiter vor ein paar Stunden noch gehalten. In Berlin hätte ich ihnen, Tierfreund, der ich bin, eine Handvoll Körner hingeworfen. Doch derweil weiß ich, dass die Viecher am makellosen Firmament allem Vogelfutter meine Eingeweide vorziehen; je toter, desto besser. Turkey-Vultures, majestätische Aasfresser mit einer Flügelweite von gut anderthalb Metern, deren extremer Weitsicht kaum potentielle Nahrung entgeht - diese aufmunternde Information war so ziemlich das letzte, was ich von Craig hörte, bevor er mich verließ.

Während er durch das Geröll und Gestrüpp davon lief, eine lange dünne Gestalt in Jeans und Wanderstiefeln, auf dem Rücken einen schmutzigen alten Rucksack von undefinierbarer Farbe, auf der Nase eine undurchsichtige Sonnenbrille, auf dem Kopf eine schwarze, verschwitzte Baseballkappe, beobachtete ich, Gott ergeben, seine Geschöpfe über mir.

Wenig hat sich in der vergangenen Viertelstunde an dieser Situation geändert. Nur dass ich mich noch ein bisschen mehr wundere. Am meisten über mich selbst.

Was hat ein fußkrankes Großstadtkind, das in seinen dreieinhalb Lebensjahrzehnten den Straßenrand nie weiter als für ein paar Meter ins Gebüsch eines Rastplatzes verlas-

sen musste - und das diesen Mangel an unverdorbenen Natur-Erlebnissen auch nie als Mangel empfand -, was also hat mich ausgerechnet hierher gelockt?

Eine Selbsttäuschung? Ein alberner Macho-Versuch, mich selbst zu beweisen? Die vorausgesagten vierzig Grad im Schatten sind längst überschritten, doch Schatten ist keiner zu finden. Die Hitze lässt jedes Gehirn auf seinen eigenen Wegen dösen.

Mir fällt eine der schönsten Szenen aus dem Film *Casablanca* ein: Rick Blaine (alias Humphrey Bogart) und Captain Renault (alias Claude Rains) in einer heißen pseudoarabischen Hollywood-Nacht.

»Was hat dich nach Casablanca geführt?« fragt Captain Renault.

»Die Heilquellen«, antwortet Rick.

»Welche Quellen?« erwidert sein Gegenüber erstaunt. »Es gibt hier keine Quellen. Casablanca liegt in der Wüste ...«

Rick zuckt die Achseln. »Ich war falsch informiert.«

Könnte es mir ähnlich ergangen sein?

Kapitel  
**2**

**B**egonnen hat alles ganz harmlos, mit ein paar Büchern. Das erste, ein voluminöser Coffee-Table-Band, versammelt ein knappes Hundert Fotografien aus den fünf nordamerikanischen Wüsten, unglaublich schöne Hochglanz-Bilder von den zerklüfteten Canyons des Painted Desert, den weiten trockenen Becken des Great Basin Desert, der reichen und befremdlichen Pflanzenwelt des Sonoran Desert, vom mexikanischen Chihuahuan Desert, dem trockensten Teil des Wüstengürtels, und last but not least vom südkalifornischen Mojave Desert, das sich zwischen Los Angeles und dem Tal des Todes erstreckt. Die Fotografien, das Ergebnis der Arbeit von drei Jahrzehnten, in denen der Fotograf Philip Hyde die Drylands erforschte, zeigen die pittoresken Landschaften so amerikanisch, wie Bruce Springsteen sie besingen würde: kräftige Hymnen an den Überfluss von Schönheit, nicht europäisch-karg, nicht rücksichtslos-realistisch, sondern versöhnlich-glättend, in prallen Farben und grandioser im Habitus, als die prachvollste Wirklichkeit es allzeit sein kann.

Unter Hydes Kamerablick verummmt sich Natur zu Kunst. Seine Bilder erhöhen die Wirklichkeit, indem sie ausklammern, was stören könnte. So verewigen sie die seltenen

Augenblicke, da die Realität sich selbst an Schönheit übertrifft. Aus der heißen, trockenen, fast allen Säugetieren feindlichen Wildnis, die seit Menschengedenken stets mehr Last als Lust bedeutete, erhebt vor Hydes Objektiv eine glückliche neue Natur: eine Wüste mit Happy-End.

Diese Aura um das Naturschöne besticht nicht nur das Auge, sie macht auch neugierig auf das kreatürliche Leben hinter dem Glanz. Ist das nicht alles zu zauberhaft, um wahr zu sein? Wie überleben Tiere und Menschen, die auf diesen Fotografien gar nicht erst erscheinen, die Hitze des Tages und die nächtliche Kälte, die große Dürre und die wenigen plötzlichen Sintfluten?

Haben diese zeitlos scheinenden Landschaften keine Geschichte, die sich zu erzählen lohnt? Die ihre Schönheit erklärt?

**E**in verfluchtes, unheiliges Land, das möglichst schnell zu durchqueren war, ein elendes Stück heißer Hölle, in dem die Erde ihr nacktes knochiges Gesicht, ihren Totenschädel offenbarte, so erschien den weißen Männern das weite leere Indianergebiet zwischen dem 100. Längengrad und dem pazifischen Ozean.

Anläufe zur Überwindung der Wüstenei unternahmen die Spanier bereits im sechzehnten Jahrhundert; im achtzehnten dann erforschte Juan Bautista de Anza den Landweg von Neumexiko zu den Missionen in San Diego und Monterey. Doch was die Wüste betraf, blieben diese Stippvisiten königlicher Soldateska und katholischer Padres ohne Folgen. Das änderte sich erst, als vor rund 200 Jahren die ersten Bürger der Vereinigten Staaten eintrafen.

Zuerst wagten sich vereinzelt Trapper auf der Suche nach neuen Jagdgründen in die unendlichen Weiten hinter der frontier, ihnen folgten wissenschaftliche Entdeckungsreisende und bald auch verwegene Scouts wie William L. Manly, der 1849 den ersten Siedlerzug durch ein nicht enden wollendes, mörderisches Tal führte, das seitdem Death Valley heißt. Kaum einer, der dieses »great American desert« durchquert hatte, fand ein gutes Wort für das, was hinter ihm lag. Wie viele seiner Zeitgenossen wurde auch Manly zum Wüstenfeind: »Ein Flecken Erde«, schrieb er, »so trostlos, dass die stärkste Gläubigkeit sich arg mühen muss, zu glauben, dass Gott der Schöpfer je auf diesen Teil seines Werkes blickte und sagte: ›Sehr gut.«

»Hassenswerte Wirklichkeit!« So lautete auch noch die Summe, die Mark Twain 1872 voller Abscheu aus seinen Erlebnissen im wüsten Westen zog: »Man stelle sich einen ungeheuren, wellenlosen Ozean vor, der vom Tod ereilt und zu Asche wurde ...«



**D**amals jedoch endete die erste, von Abneigung und Hass beherrschte Phase im Umgang mit der Wüste. In den kargen, kahlen Bergen war Gold und Silber entdeckt worden. Das »tote Land«, das allen Reisenden bis dahin so nutzlos erschien, wurde über Nacht wertvoll. Abenteurer aus allen Ländern der Erde strömten herbei. War »Rette sich, wer kann« bislang das Motto gewesen, das über aller Wüstenerfahrung stand, so ging es von nun an darum, der fürchterlichen Einöde ihre Geheimnisse zu entreißen. Vom Niemandsland, von einem viele hundert Kilometer breiten Todesstreifen wandelte sich die Wüste zum Schauplatz einer fiebrigen Schatzsuche.

Der Bergbau-Boom blieb ein Strohfeuer, doch er beförderte nachhaltig die Besiedlung der großen Trockengebiete des amerikanischen Westens. Plötzlich lohnte es sich, in den wenigen Oasen und fruchtbaren Tälern Viehzucht und Landwirtschaft zu betreiben. Und je mehr Menschen kamen, desto mehr Anreiz bestand auch, der Wüste durch Bewässerung das eine oder andere Stück Ackerland zusätzlich abzugewinnen. Farmer und Techniker, die den Goldsuchern folgten, wollten nicht kurz und schmerzreich Reichtümer scheffeln, um die Früchte ihres Raubzugs in lieblicheren Landstrichen zu genießen. Sie wollten bleiben und die Wüste verändern. In den endlosen ausgedörrten Ebenen sahen sie nicht, wie Generationen weißer Männer vor ihnen, die Hitzehölle, sondern ein

verschrumpeltes Paradies. Alles, was zur segensreichen und gottgefälligen Verbesserung der unvollkommenen Natur nötig schien, war Wasser.

Viel Wasser.

**N**ach dem Vorbild des Mormonen-Wüstenstaates in Utah entstanden die utopischen Projekte und kühnen Pläne, die den amerikanischen Westen zur bedeutendsten Bewässerungszivilisation machen sollten, die je der Sonne trotzte. Hunderte von Dämmen stauten bald künstliche Seen, Eisenbahnlinien führten komfortabel durch unwegsames Gelände; seit dem frühen 20. Jahrhundert erschloss dann ein zunehmend dichtes Netz von Fernstraßen die Wildnis, schließlich wurden ganze Flüsse umgeleitet. Die Unterwerfung und Besiedlung, Eroberung und Zerstörung riesiger Trockengebiete schien keine Grenzen zu kennen.

Mit dem sukzessiven Sieg über die Natur dämmerte freilich auch ein neues, drittes Zeitalter westlicher Wüsten-Wahrnehmung herauf. Jetzt, da die Wildnis immer weniger die Menschen bedrohte und immer mehr die Menschen die Wildnis, entwickelte sich ein Blick, der das wüste Land mit geläutertem Interesse musterte: ein Blick, der weniger das Nützliche als das Schöne suchte.

Zum Pionier und ersten Apostel der Wüstenliebe wurde - manchmal arbeitet die Geschichte mit dem Holzhammer - ein asthmakranker Kunsthistoriker aus New Jersey. 1893 hatte er ein Buch zur Propagierung einer neuen europäischen Kunstphilosophie veröffentlicht, die unter dem Slogan »l'art pour l'art« firmierte. Fünf Jahre später übertrug er die Thesen über das Kunstschöne auf die Schönheiten der Natur und forderte in einem weiteren Werk »die Natur um ihrer selbst willen« zu lieben. Im selben Jahr reiste der kranke Professor aus gesundheitlichen Gründen nach Kalifornien - und verfiel auf Anhieb dem Charme der ehemals feindlichen Wüste.

Unermüdlich durchstreifte John C. Dyke, begleitet von einem Pony und einem Foxterrier, die unerschlossenen Trockengebiete zwischen Los Angeles und Mexiko. In *The Desert*, dem Kult-Buch aller zukünftigen Wüsten-Fans und Desert rats, pries er 1901 hymnisch seine Erlebnisse in einer schönen Wildnis, die weder zu verachten noch zu verändern sei, sondern schlicht zu lieben, wie sie ist:

»Kein Land kommt an Erhabenheit - dem allerhöchsten Grad von Schönheit - der Wüste gleich, ihren ausgedehnten Ebenen, ihren furchterregenden Bergketten und ihrem weiten Himmelszelt! Nirgendwo sonst werdet ihr es gleich hier sehen, wie die gebirgigen Dome, die spitzen Gipfeltürme, die felsigen Minarette in das goldene Feuer von Sonnenauf- und Sonnenuntergang getaucht werden; nirgendwo sonst werdet ihr es gleich

hier sehen, wie bei Abenddämmerung die Täler in rosa und lila Dunst getränkt sind, wie die großen Tafelgebirge und Plateaus in der blauen Ferne verschwimmen, wie die Schluchten und Canyons sich mit purpurnem Schatten füllen. Niemals wieder werdet ihr Licht und Luft und Farben wie diese sehen; nie wieder opaline Luftspiegelungen wie diese, rosige Dämmerungen wie diese, glühendes Zwielight wie dieses. Und wohin immer ihr reisen werdet, zu Land oder zu Wasser, nie werdet ihr vergessen, was ihr nicht sahet, sehr wohl aber spürtet - die Verlassenheit und die Stille der Wüste. «

Täler in rosa und lila Dunst getränkt sind, wie die großen Tafelgebirge und Plateaus in der blauen Ferne verschwimmen, wie die Schluchten und Canyons sich mit purpurnem Schatten füllen. Niemals wieder werdet ihr Licht und Luft und Farben wie diese sehen; nie wieder opaline Luftspiegelungen wie diese, rosige Dämmerungen wie diese, glühendes Zwielight wie dieses. Und wohin immer ihr reisen werdet, zu Land oder zu Wasser, nie werdet ihr vergessen, was ihr nicht sahet, sehr wohl aber spürtet - die Verlassenheit und die Stille der Wüste. «

Van Dykes berauschte Sätze standen am Anfang einer Ästhetisierung der Wüsten-Erfahrung, an der sich bald zahllose Journalisten und Schriftsteller, Maler, Filmemacher und Fotografen beteiligten; und in ihrem Windschatten Millionen von Touristen, bewaffnet mit Reproduktionsgeräten aller lieferbaren Arten.

95 Prozent aller kalifornischen Trockengebiete liegen derzeit nicht mehr als fünf Kilometer von einer Straße entfernt. Die Zahl der Wüsten-touristen hat sich in den vergangenen drei Jahrzehnten versechsfacht. Aber kaum jemand verirrt sich zu Fuß absichtlich in der Wildnis abseits der Autorouten.

AUSGANGSPUNKT meiner Tour war Los Angeles, die von der pazifischen Küste in die Mojave wuchernde Bewässerungs-Megalopolis, deren Existenz auf einem dichten Netz von Aquädukten und einer Armee von Pumpstationen gegründet ist. „Kratz ein bißchen und die Wüste kommt durch: Zahl die Wasserrechnung nicht, und nichts blüht mehr“, beklagte schon Bert Brecht, der Nazi-deutschland verließ und Anfang der vierziger Jahre nach Kalifornien emigrierte, die Brüchigkeit des Lebens am Rande der Wüste.

Zwei Stunden Stop-and-go-Schleichfahrt auf verstopften zehn- und mehrspurigen Freeways führte quälend langsam aus der Millionen-Stadt hinaus, durch eine endlose Reihe

Welter auf Seite 24



Geformt von Hitze und Dürre

18 GEO

**V**an Dykes berauschte Sätze standen am Anfang einer Ästhetisierung der Wüsten-Erfahrung, an der sich bald unzählige Journalisten und Schriftsteller, Maler, Filmema-

cher und Fotografen beteiligten - und in ihrem Windschatten Millionen von Touristen, bewaffnet mit Reproduktionsgeräten aller lieferbaren Arten.

Erst in diesem Zusammenhang gewinnen die spektakulären Wüstenansichten der Gegenwart, erhaben-kultivierte Glamour-Landschaften wie die Philip Hydes, ihre ganze Bedeutung. Wie unsere modernen Augen Naturschönes sehen, führt sein Kamerablick vor; nur um vieles grandioser und beeindruckender, als wir ewig Durchreisenden es auf die Schnelle selbst erleben könnten. Denn ironischerweise entspricht die Perspektive der Bilder, die dem passionierten Outdoor-Fotografen auf seinen strapaziösen Wüstenwanderungen gelungen sind, ästhetisch haargenau dem bequemen Blickwinkel, aus dem die Mehrheit von uns Normalmenschen heute die wüste Natur erfasst.

95 Prozent aller kalifornischen Trockengebiete liegen derweil nicht mehr als fünf Kilometer von einer Straße entfernt. Die Zahl der Wüstentouristen hat sich in den vergangenen drei Jahrzehnten versechsfacht. Aber nur ein winziger Bruchteil erobert das Ziel der Reise abseits der Autorouten. Sightseeing ist das soziale Gegenstück zur visuellen Konzeption von Hydes spektakulärer Fotokunst - bewundernd-distanzierte Schaulust durch die Windschutzscheibe eines, im Vergleich zu Pferd und Planwagen, schnellen und luxuriösen Automobils.

Faszinierend schön erscheinen uns diese Ansichten von der Wüste also nicht zuletzt, weil sie listig unsere eigene, technisch modellierte Sinnlichkeit perfektionieren; weil sie ästhetischer Ausdruck einer verbreiteten kulturellen Haltung im Umgang mit Naturspektakeln sind: überlegene Kreationen einer kunstsönen neuen Wüste im Zeitalter technischer Naturbeherrschung.

Schön und gut, werden Sie mir nun entgegenhalten, doch das alles erklärt kein bisschen, warum ich an diesem heißen Mittag mutterseelenallein in einem öden Tal schwitze und über mir zwei Turkey-Vultures kreisen. Im Gegenteil, unter den geschilderten Umständen hätte ich, um die Wüste so modern wie möglich zu erfahren, es erst recht bei der Kombination von sorgfältiger Lektüre und ausgedehntem Sightseeing-Trip belassen können, nicht wahr?

Und genau das hatte ich auch vor.

Ausgangspunkt meiner Tour war Los Angeles, die von der pazifischen Küste in die Mojave wuchernde Bewässerungs-Megalopolis, deren Existenz auf einem dichten Netz von Aquädukten und einer Armee von Pumpstationen begründet ist. »Bezahl einmal die Wasserrechnung nicht und unterm Rasen schaut die Wüste hervor«, beklagte schon Bert Brecht, von den Nazis in den vierziger Jahren nach Kalifornien verjagt, die Brüchigkeit des Lebens am Rande der Wüste.

Zwei Stunden Stop-and-go-Schleichfahrt auf verstopften zehn- und mehrspurigen Freeways führte quälend langsam aus dem Dunstkreis der Elf-Millionen-Stadt, entlang einer endlosen Reihe uniformer Vor- und Trabantenstädte, die San Gabriel Mountains hinauf und hinein in die raucherfingergelben Ringwolken, die sich an den Hängen fingen und den trüben, von Dreck und von Abgasen verhangenen Smog-Kessel bis hin zum südlichen Ende der San Bernardino Mountains bedeckten.

»Another beautiful day in paradise«, schallte es zum Abschied fröhlich aus dem Radio:  
»A little bit smoggy, but fine.«

Vom Freeway 14 ging es auf dem Highway 395 nordöstlich in Richtung Lone Pine. Der kleine Ort am Fuß der Sierra Nevada dient als Rast-Städtchen gleichermaßen für Skiläufer wie für Wüstenfahrer. Denn nur einen motorisierten Katzensprung ist es von dort sowohl zum höchsten Punkt Nordamerikas, dem 5706 Meter hohen Mount Whitney in der zerklüfteten, schneebedeckten Skyline der Sierra, als auch zum 92 Meter unter dem Meeresspiegel gelegenen Tiefpunkt des Kontinents, dem ausgetrockneten Salzsee Badwater in Death Valley.



**N**icht nur geographisch liegen die beiden so gegensätzlichen Landschaften sich nahe. Zwischen ihnen besteht eine innige Beziehung. Noch immer sinken, durch den Druck der Kontinentaldrift und begleitet von Erdbeben, die Täler ab. Unablässig steigt das Gefälle zwischen ihnen und den angrenzenden Gebirgsketten. Was aber die Wüstenwerdung betrifft, lautet die einfache Faustregel: je höher die Berge, desto weniger Niederschlag in den Landstrichen hinter ihnen. Die ausgedehnten Wüsten im amerikanischen Westen verdanken ihre Existenz nicht wie die Trockengebiete im subtropischen Erdgürtel ihrer geographischen Großlage; sie sind »lokale« Entwässerungswüsten, entstanden schlicht durch Austrocknung.

Vor 25 000 Jahren bedeckte ein 187 Kilometer langer und fast 200 Meter tiefer See weite Teile des heutigen Death Valley. Seine Küstenlinien lassen sich ebenso an den Gebirgswänden erkennen wie seine Muschelbänke. Und noch vor 10 000 Jahren, kurz nach dem Ende der letzten Eiszeit, lebten in der heutigen Trockenkammer der Erde reichlich Elefanten und Ur-Kamele, Bären und Flamingos.

Nachdem ich das alles diversen, im Lone Pine Visitors Center erworbenen Fachschriften entnommen hatte, wähnte ich mich für den tieferen Kontakt mit der Wüste zumindest

intellektuell gewappnet und lenkte meine rollende Oase entschlossen in Richtung Death Valley.

**N**ach 150 Kilometern eintöniger Fahrt begannen sich visuelle Sensationen in schneller Folge zu jagen. Automobile Besucher, die heute in wenigen Stunden genüsslich erfahren, was sich die Generationen vor ihnen wochenlang zu Pferd und zu Fuß erkämpfen mussten, attackiert das Tal des Todes mit überwältigender Vielfältigkeit:

Den anmutig gewellten, sehr arabisch anmutenden Sanddünen von Stovepipe Wells - so benannt nach den Ofenrohren, mit denen die durchreisenden Siedler einst rare Wasserstellen markierten -, folgt mit der Palmen-Oase von Furnace Creek ein Tourismus-Idyll, das die Wüste vergessen macht. Furchterregende Aussicht über die Sci-Fi-Kulisse der Badlands bietet nur sechs Kilometer weiter der dank Michelangelo Antonioni notorische Zabriskie Point. Alle bekannten Schattierungen von Braun flimmern in der leblosen Marslandschaft, und noch ein paar schmutzigtote mehr, die die Badlands für sich selbst erfunden haben. Als kalkulierten sie auf den sinnlichen Schock eines harten Kontrastes, malen die Stapelfelsen der Artist's Palette dann eine Autoviertelstunde später ihre grün-orange-gelb-rostbraun-rosa-schwarze Farborgie in Stein, einen übertrieben

kolorierten Disneytraum von Natur, dessen bunte Herkunft sich nur zum geringeren Teil durch Oxydation erklären lässt und zum größeren bis heute Rätsel aufgibt. Um den finalen Horroreffekt schließlich wetteifern Devil's Golf Course, ein gigantisches, unbegehbare Folterfeld aus spitzen Salzkristallen, und Badwater, die weißglühende Salzwüste tief unter dem Meeresspiegel, in der die Luft zu kochen und die Welt zu enden scheint.

**A**ls ich auf meinem Death-Valley-Windschutzscheiben-Bummel an dem toten See halt machte, wehte nicht der geringste Windhauch und nicht die geringste Andeutung einer kühlen Wolke ließ sich an dem Hitzedeckel finden, der woanders Himmel heißt. Nichts, gar nichts war normal in dieser Hölle zwischen den 3,6 Milliarden Jahren alten Felsformationen: 50 Grad Celsius Lufttemperatur gelten im Sommer als üblich, am nackten Boden können es 90 Grad und mehr werden.

Die Physis wie Psyche bedrohende, alle Sinne verwirrende Wirkung der Wüste auf die ersten weißen Pioniere nachzuempfinden, mag im Zeitalter motorisierter Highway-Expeditionen unmöglich sein. Doch als ich Badwater hinter mir ließ und über den Salsberry-Paß und Shoshone in Richtung Baker fuhr, ohne Wasser, mit unvorsichtig geringen Benzinvorräten und zwangsweise abgeschalteter Klimaanlage; immer weiter auf einer

endlos geraden Straße, deren unbekanntes Ende im heißen Horizont verflimmerte; vorbei an den Dumont-Dünen, menschenseelenallein in leerer Wildnis; weiter durch die grenzenlose Ebene, ohne jeden erkennbaren Fortschritt die 70, 80 Kilometer lange Durststrecke; da erahnte ich für Augenblicke zumindest etwas davon.

In so gut wie allen autobiographischen Quellen, die Erlebnisse mit diesem Teil der Erde bezeugen, ist irgendwann einmal von der Vergeblichkeit und Vergänglichkeit menschlichen Tuns die Rede. Fast jeder - ganz gleich, woher, und ganz gleich, weshalb er kam - meinte in der Wüste die Allgegenwart des Todes stärker als anderswo zu spüren. Und immer wieder auch fiel der Schatten dunkler Gewalt- und Weltuntergangsphantasien über das nackte, sonnendurchglühte Land. Denn die Wüste pflegt Eremiten und flüchtige Mörder anzuziehen, Sonderlinge, Heilige von eigenen Gnaden und apokalyptische Spinner, harmlose Menschenfeinde und gemeingefährliche Heilsbringer. Das Totengesicht der Erde inspiriert sie. Heute wie zu allen Zeiten ...

## *H*elter Skelter!

Schwarze Horden würden über das Land herfallen, alle Weißen müssten sterben. Gott wolle die Welt vernichten, die Schwarzen seien sein Werkzeug. Denn Gott wolle noch einmal von vorne anfangen. Hals über Kopf! Holterdiepolter.

### *Helter Skelter!*

Die Botschaft ward verkündet und Charles Manson auserwählt, sie zu empfangen. Er hörte sie auf dem weißen, ganz weißen Album der Beatles, wo die vier Propheten von der kommenden Kopflosigkeit, vom großen Chaos, vom fürchterlichen Helter Skelter sangen.

Wer überleben wolle, predigte Charlie, müsse sich in der Wüste verstecken. Da, wo sie am einsamsten ist. In Death Valley. Und irgendwo dort liege auch der geheime Eingang zu einem bodenlosen Schlund, zum rettenden Weg ins unterirdische Reich, wo Milch und Honig fließen.

In der Wüste triumphierte Charlie als Zombie-Jesus, als Moses' böses Spiegelbild. Er führte seine Family aus dem gelobten Land ins Tal des Todes. Dort machten sie sich auf

die Suche nach dem bodenlosen Schlund. Die Zeit drängte. Armageddon war jetzt und überall. In Strandbuggies trainierten sie für den Endkampf.

*Helter Skelter!*

Dann kehrten Charlie und die Seinen aus Death Valley zurück ins kalifornische Paradies, um mit Menschenblut der untergehenden Welt ihr Menetekel zu schreiben.

*Helter Skelter! When I get to the bottom I go back to the top of the slide, where I stop and I turn and I go for a ride ...*

Was für ein verrückter Zufall, das gerade auf diesem Stück Weg das uralte, halbvergesene Lied aus den Autolautsprechern dröhnte, während hinter den offenen Fenstern links und rechts vorbeiflog, was vor zwanzig Jahren Charlies Inspiration gewesen war. Verrückt genug für mich jedenfalls am Ende dieses langen heißen Tages.

Am Anfang war das Wort, und es war ein Mißverständnis: Helter Skelter. Charles Manson, der mörderische Wüsten-Scharlatan, der erleuchtete kalifornische Idiot, der ungebildete Discount-Prophet, er begriff nicht den britischen Nebensinn. Mit dem gewaltigen Holterdiepolter hatten die Beatles ihre Jahrmarktserlebnisse besungen, einen abgestürzten Trip-Trip auf der großen Achterbahn.

In Baker tankte ich voll, füllte Kühlwasser nach, kaufte ein Sixpack Dosenbier und änderte meine Pläne. Schluß mit dem wüsten Leben. Ich fuhr nach Palm Springs.

**F**

*rage:* Was ist das Beachtlichste an diesem schicksten aller Wüstenkurorte?

*Antwort:* Wo ist die Wüste?

Palm Springs, zu Beginn des Jahrhunderts noch eine verträumte Indianersiedlung mit heißen Quellen und ein paar Dutzend Palmen, ist heute eine vollklimatisierte Kunstwelt. Den Indianern hat man kurz entschlossen das Land weggenommen und flugs mit Apartment- und Motelanlagen, Park- und Golfplätzen, Shopping Malls und Swimmingpools zugedeckt.

An die Wüste erinnern in der Stadt von Bob-Hope- und Frank-Sinatra-Drive fast nur noch Reklameschilder. Einer ihrer Produzenten nennt sich »Desert Grafics«, ein Asphaltierer »Desert Tough Sealer«, ein Maklerbüro »Desert Gold Realty«, ein Beerdigungsunternehmen »Chapels of the Desert«. Für die Unterbringung von Haustieren sorgt das »Desert View Pet Resort«, für Abtreibungen der »Desert Abortion Service«. Es gibt »Desert Air Conditioning« und »Desert Pool Care«, zerkratzte Möbel restauriert »Desert Magic Refinishing« und verwüstete Visagen der »Desert Beauty Shop«.



Kurzum, die alte Regel - abgeleitet vom »Wirtshaus zum Hirschen« oder »Gasthof am blauen See« - bestätigte sich in Palm Springs einmal mehr: Je nachdrücklicher Naturschönes annonciert wird, desto weniger ist davon noch vorhanden.

**A**m nächsten supersonnigen Tag in dieser Beton-Oase bräunte ich mich also an einem fluorblauen Pool, genoss die superzivilisatorische Wüstenverdrängung und hätte mich wohlfühlen können. Wäre da nicht mein schlechtes Gewissen gewesen. Schließlich war ich ausgezogen, die Wildnis zu erkunden.

Pflichtbewusst machte ich mich auf, meine Recherchen im »Desert Museum« zu vollenden. Die Runde entlang der geologischen Schichtmodelle, Gesteinssammlungen und Schautafeln hatte ich fast abgeschlossen, als die Wüste mich wieder einholte. Und diesmal endgültig.

Vor dem großen Diorama im letzten Raum, einer naturgetreuen, durch Licht- und Toneffekte »belebten« Landschaft komplett mit echtem Geröll und ausgestopftem Geviech, begann neben mir etwas Knarriges zu sprechen:

»Wird wohl bald das letzte Stück Wüste in Palm Springs und Umgebung sein, das Diorama, mein' ich!«

Als ich mich zur Seite drehte, sah ich, dass die Stimme zu einer hageren, braungebrannten Dame um die siebzig gehörte. Sie trug Wanderstiefel, Khaki-Shorts und ein weites, kurzärmeliges T-Shirt mit der Aufschrift »Miller Lite«.

Da außer ihr und mir weit und breit niemand zu sehen war - wer war bei diesem Wetter so verrückt, ein Museum zu besuchen -, musste der Satz mir gegolten haben. Höflich nickte ich, was unmittelbar als Aufforderung zur Konversation missverstanden wurde.

»Gibt in Palm Springs heute schon genug Schulkinder, die vor lauter Klimaanlage und englischem Rasen gar nicht mehr wissen, dass sie in der Wüste aufwachsen.«

Die alte Dame verzog den Mundwinkel in müdem Zynismus. Dann stellte sie sich vor. Dianne, pensionierte Lehrerin aus New York. Dass ich ihr verriet, in welchen Angelegenheiten ich reiste, kostete mich den Rest des Tages und einige Illusionen.

**D**ianne war eine leidenschaftliche Wüstenliebhaberin, eine echte »Desert rat«, und eine glühende Hobby-Ökologin obendrein. Mit einer Flut von Zahlen und Beispielen erklärte sie mir, dass die rasante Besiedlung des Westens auf dem Raubbau natürlicher Ressourcen beruhte. All die Swimmingpools, Springbrunnen und Golfplätze, die gift-

grünen Vorgärten und überflüssigen Autowaschanlagen verbrauchten Jahrtausende alte Vorräte.

»Städte wie Palm Springs oder Phoenix oder Los Angeles sind einfach fehl am Platze. Sie sind Zivilisation zuviel, Naturzerstörung aus Prinzip. Das Grundwasser in der Wüste stammt von der letzten Eiszeit und ist genauso wenig ersetzbar wie die Ölvorräte. Die eisernen Reserven vergeuden wir jetzt. Den Palmen, die seit Ewigkeiten in den Oasen wachsen, haben wir bereits so erfolgreich ihre Existenzgrundlage abgegraben, dass die meisten ohne künstliche Bewässerung eingehen würden. In zwanzig Jahren spätestens wird der verschwenderische Spuk vorbei sein, und der große Katzenjammer anbrechen.«

Auf Nachfragen räumte Dianne ein - wir waren inzwischen bei einem maßlos teuren Dinner -, dass die im Alltag sichtbare Vergeudung nur einen Bruchteil des Irrsinns ausmache. Fast neunzig Prozent des Wassers gehe, hoch subventioniert, versteht sich, in die Landwirtschaft.

»Mit Milliarden an Steuergeldern fördern wir jedes Jahr die Zerstörung unserer Umwelt, um überschüssiges Zeug zu ernten, für dessen Nicht-Anbau wir in den wasserreicheren Staaten wie Mississippi oder Arkansas noch einmal etliche Milliarden-Subventionen her-

ausschmeißen. Außerdem, selbst wenn wir neues Wasser, wie es die Verrückten planen, per Schiff oder Pipeline aus Kanada und Alaska herbeischaffen könnten, es würde doch nichts helfen. Millionen von Quadratmetern sind heute schon bis zur Unfruchtbarkeit versalzen. Die Wüste beginnt, sich zurückzuerobern, was wir ihr gestohlen haben.«

Auf meinen Einwand, irgendeinen Sinn müsse diese mit großer Energie betriebene staatliche Wüsten-Politik doch machen, zuckte sie nur mit den Schultern.

»Machtstreben. Wiederwahl. Kurzfristige ökonomische Interessen. Aber das sind nicht die wahren Gründe. Die Ursachen liegen woanders, in der tiefen Angst unserer Kultur vor der Wildnis. Daher der verzweifelte, sinnlose Kampf gegen sie. Die Pioniere des Westens stammten fast alle aus feuchteren Regionen, aus England, Deutschland, Nordeuropa. Sie maßen die Wüste an dem Vorbild der Landschaften, in denen sie aufgewachsen waren - und fanden sie schrecklich.«

**W**ie bei so vielen »Desert Rats« ging die Liebe zur Natur bei Dianne Hand in Hand mit einer gewissen Misanthropie.

»Von Anbeginn war der weiße Mann das böse Tier der Wüste. In unserer Besiedlungsgeschichte«, sagte sie, »gibt es eine brutale Tradition des Hasses auf die Wildnis. Alles

nicht Domestizierte wird liquidiert, die nomadischen Indianer, die wilden Büffel, die ungezähmt fließenden Flüsse. Was sich wie die Wüste menschlichen Zwecken widersetzt, stellt den *pursuit of happiness* in Frage, erschüttert das Selbstbewusstsein der selbsternannten Herren der Schöpfung. Deshalb muss noch das letzte Stück Wildnis, koste es, was es wolle, unterworfen werden. Und es hat einen Haufen Geld gekostet, diese« - sie machte eine weite Bewegung, die von der Küste des Pazifik bis nach Nevada und New Mexico zu reichen schien - »diese Luxuswüste zu schaffen. Und sie zu unterhalten, kostet mit jedem Jahr mehr. Größere Pumpstationen, höhere Dämme, mehr Wasser.«

In Gedanken an das hemmungslose Swimmingpool-Vergnügen, mit dem ich gestern meinen Wüstentrip gekrönt hatte, wagte ich einzuwenden, dass so ein bisschen unnützer Überfluss unter Umständen - ich meine nur, könnte ja sein, vielleicht und wenn man's recht überlegt - doch gar nicht so schlecht sei.

»Oh nein, nichts ist daran schlecht. Ich liebe Luxus«, lachte Dianne. Sie hatte recht. Unser Dinner war der beste Beweis dafür. »Ich habe nur etwas gegen Ersatz, gegen falschen Aufwand. Die Natur selbst ist äußerst verschwenderisch. Aber ihr Überfluss besteht nicht in Klimaanlage, Swimmingpools und Golfplätzen. Der wahre Luxus der Wüste besteht in ihrer Leere. In der Freiheit, die überall sonst in unserer überfüllten

Welt Stück für Stück verlorengeht. Die Wüste bietet Einsamkeit, Raum, Ruhe. Die Möglichkeit, Frieden mit sich selbst zu schließen.«

**A**m nächsten Morgen lag ich wieder an dem superblauen Pool und ging geknickt in mich. Ich war bereit, Frieden mit mir selbst zu schließen. Dianne hatte mich überzeugt. Ich wollte den Luxus der Leere genießen. So beschloss ich, in die Wüste zu gehen. Ich meine, zu laufen. Zu Fuß. Zumindest für ein paar Kilometer.

So geriet ich, durch die Vermittlung eines befreundeten Hollywood-Cowboys, nach Twentynine Palms und an Jim.

Kapitel  
**5**

Jim lebt auf einer Ranch. Er züchtet Pferde und unterrichtet nebenbei am College Literatur. Mit Vorliebe doziert er über die Wüste. Und noch lieber reitet er selbst durch sie hindurch. Auch Jim ist eine »Desert Rat«.

Als ich ihn zum ersten Mal in einem Café am Freeway traf, betrachtete er misstrauisch meine »Stadtkleidung«: saubere Schuhe und ein Jackett. Ich war in der Tat der einzige Mensch weit und breit, der ein Jackett trug. Man konnte Jim ansehen, dass er nicht recht wusste, was er von mir und meinem Begehren halten sollte.

»Die Leute kommen aus Los Angeles heruntergefahren und bilden sich ein, sie könnten hier tun und lassen, was sie wollen«, sagte er misstrauisch. »Diese L.A.-Crazies zerstören mit ihren Geländefahrzeugen die Pflanzen und ballern mit ihren Knarren auf alles, was sich bewegt. Die sind verrückt. Ich selbst habe einmal nachts in einem Drywash die Spuren von Teufelsanbetern gefunden, Hieroglyphen im Sand, Tierblut ...«

Er hielt inne. »Du bist aus Deutschland?«

Ich nickte.

»Neo-Nazis«, sagte er mit leicht vorwurfsvollem Unterton, »trainieren heimlich in der Wüste... Amerikanische Neo-Nazis, natürlich.«

Ich versicherte ihm, dass mir nichts ferner liege, als Gewaltakte, religiöse Exzesse oder rechtsradikal motivierte Nahkampfübungen.

Jim entschloss sich, mir zu glauben.

Sofort aber richtete ich den nächsten Schaden an, als ich im Gespräch nebenher fallen ließ, wie gerne ich in großen Städten lebe und wie wunderschön Los Angeles sei. Jim schätzte mich nun als harmlosen, aber harten Fall ein.

»Ich zeig Dir mal was«, sagte er und lotste mich zu seinem Pick-up.

**V**on der alten Oasis of Mara, an der Peripherie des heutigen Twentynine Palms gelegen, sind es nur wenige Kilometer auf einer schnurgeraden und recht steil ansteigenden Straße bis zum Eingang des Joshua Tree National Monument. Seinen Namen trägt dieser Naturschutzpark nach den bizarren, vogelscheuchenartigen Joshua-Bäumen, die sich in der weiten Ebene zu fremdartigen, außerirdisches Leben vorspiegelnden Wäldern gruppieren.



»Im Glitzern der Hitze scheinen ihre Klauen nach dem Himmel zu greifen«, schrieb der Engländer J. Smeaton Chase, der zu Beginn des Jahrhunderts diese Schnittstelle zwischen der Mojave und dem Sonoran Desert bereiste: »Eine Landschaft voller Joshua-Bäume gleicht selbst bei hellem Tageslicht einem Alptraum.«

Das klang gut, aber ich teilte seine Ansicht ganz und gar nicht. Die bis zu zwölf Meter hohen Tiefseeungetüme, liebevoll verkrümmte Monster, deren Tentakel Seepferdchen-ähnlich schienen, weckten bei mir eher eine gewisse Zuneigung.

Jim schenkte der Szenerie kaum Aufmerksamkeit. Er hatte ganz augenfällig anderes im Sinn. Zielstrebig lenkte er mich zu Key's View, dem vornehmsten Aussichtspunkt des Parks.

»Was du da unten siehst«, sagte er und zeigte hinunter auf die Berg- und Tallandschaft, deren Horizont grau verhangen war, »ist was?«

»Ein kleiner Sandsturm?«

Jim nickte zufrieden. »Ja. Aber nur zum Teil. Zum anderen Teil ist es Smog. Aus Los Angeles.«

Ich sah ihn erstaunt an.

»Diese Monsterstadt«, sagte Jim grimmig, »zerstört das Land. Was ihr dort treibt, richtet noch in Hunderten von Kilometern Entfernung Schaden an.«

Ich zog es vor zu schweigen.

In diesem Augenblick wohl beschloss Jim, dass meinem verhärteten Städtertum nur durch einen Gewaltmarsch beizukommen sei. Weshalb er mich noch am selben Tag an Craig weiterreichte.

**H**och oben in dem fleckenlos blauen Himmel kreisen die beiden geduldigen Turkey-Vultures. Nicht minder geduldig liege ich auf meinem Felsenplatz in der Sonne, mit glühendem Gesicht und müden Gliedern, immer noch einer sterbenden Eidechse gleich. Zu allem Überfluss fange ich an, meine Situation zu genießen.

Von nahem erscheint die Wüste so verdreht und unaufgeräumt wie eine verlassene Baustelle. Um meinen Felsen herum herrscht ein Chaos aus Geröll und Steinsplittern, Pflanzenfossilien und Findlingen. Erst in der Distanz lassen sich klarere Linien, fast geometrische Muster erkennen.

Die Pflanzen etwa haben sich sorgfältig über die Ebene verteilt, als hätten sie in komplizierten Verhandlungen ihre Wasser-Claims abgesteckt. Am zahlreichsten vertreten sind Kakteen, die unermüdlichsten Wächter an der Grenze zur vollständigen Trockenheit. Von ihnen wiederum am auffälligsten gebärden sich ein halbes Dutzend großer Mojave Yuccas, deren stachelige Blätterfäden den Eindruck schlampig verkabelter Leitungen erwecken.

Im gebotenen Abstand und umgeben von Grasbüscheln in allen Schattierungen angebräunten und vergilbten Grüns haben sich die kleineren, bösartigen Chollas und unzählige rotblühende Beavertail-Kakteen niedergelassen. Dazwischen kämpfen Creosote-Büsche, Locoweed, Scrub Oak und ein paar Mesquite ums Überleben. Und ganz weit hinten, an die Wand des Felsens geschmiegt, über den Craig vor einer Ewigkeit verschwunden ist, versteckt sich ein einsames Pinienbäumchen.

Die hohen Wände des Canyons gestatten nur selten einen Hauch, der nackte Boden des Tales schleudert die Sonnenstrahlen zurück in die Luft, die, übervoll von Hitze und Licht, immer stärker zu vibrieren scheint. Alles in diesem wüsten Tal, inklusive der Kakteen, der Eidechsen und der kreisenden Geier, döst in der Mittagshitze. Unendlich heiß ist es, unerträglich, betäubend heiß. Und faszinierend schön.

Keine Ahnung, in welche Richtung ich gehen müsste, um eine Straße zu finden. Und Craig, der sich nur kurz des Weges vergewissern wollte, hat mich für immer verlassen, soviel steht fest. Eine Erinnerung an das, was ich über Desert Survival gelesen habe, zieht in roter Leuchtschrift an meinen geschlossenen Augenlidern vorbei:

»Die Reihenfolge der Symptome bei akutem Wassermangel ist: Durst, Delirium, Wahnsinn und Tod.«

**M**inute auf Minute zerfließt in der gleißenden, bewusstlos machenden Sonne, die Zeit selbst verdunstet, verliert sich in der großen heißen Trockenheit, die alles Leben zu Asche verbrennt. Aus dem Flimmern heraus aber ist da plötzlich etwas, auf dem heißen Felsen in der mittäglichen Wüste, eine profunde Einbildung, eine fragwürdige Gewissheit, nur eine kleine Verschiebung der Wahrnehmung; so als habe jemand die Tiefenschärfe verstellt, der Vordergrund verschwimmt, weit Entferntes tritt hervor, eine Epiphanie bei 105 Grad Fahrenheit, es zieht vorüber, tiefer hinein in die rotglühenden Sehnerven ...

**H**alt, nein, ich will Sie mit meiner Wahrheit nicht langweilen. Spirituelle Erlebnisse haben stets diesen albernen Beigeschmack von Spiritismus. Wer von ihnen erzählt, erscheint bombastisch, pompös oder zumindest mit seiner weichen Birne untauglich für eine Realität, die bekanntlich knallhart ist. Vielleicht aber klingt, was die Wüste dem Bewusstsein antut, weniger wild und wüst, wenn wir es von einem pragmatischen britischen Gentleman hören, der ganz ruhig, überlegt, gar nicht aufgeregt, dergleichen vor langen, langen Jahren ein paar Täler weiter erlebte:

»Hier scheinen die Zeit und alle irdischen Dinge ihr Ende erreicht zu haben, oder sie haben noch gar nicht begonnen. Die Sonne steigt auf, brennt durch den Himmel, und geht wieder unter; der Mond und die Sterne schauen kalt herab; der Reisende wähnt sich das letzte lebende Wesen auf diesem Planeten. Ehrfurcht, die fast schon Schrecken gleicht, befällt ihn: Er fühlt sich allein im Universum ... Seine Füße halten inne: Warum sollte er weitergehen? Und wohin? Denn ein Wohin gibt es nicht mehr ... Das Leben in den Städten, auf den Farmen, alles, was die menschliche Existenz ausmacht, scheint vollständig unwirklich: die Große Frage stellt sich, immer dringender, und sie muß, aber sie kann nicht beantwortet werden ... «

## Kapitel 7

So klug kann man gar nicht sein, dass einen die Wüste nicht zum Narren hält.«

Ich schlage die Augen auf.

Craig steht vor mir. Er grinst stolz: »Aber ich hab's gefunden. Über diesen Hügel, durch den Drywash und dann den Canyon hoch, der dahinter liegt!«

Ich muss gegen die Sonne schauen. Um Craigs Gesicht ist ein spöttisches Glitzern. Ich ziehe es vor, ihm nichts zu erzählen. Er scheint mir nicht der Typ für spirituelle Erlebnisse in der besten Tradition transzendentaler Naturphilosophie. Aber das war ich bis heute schließlich auch nicht.

»Es hat ein bisschen länger gedauert«, entschuldigt sich Craig. »Ich habe Spuren gefunden und bin ihnen ein Stück nach, man kann nie wissen.«

Craig ist seit elf Jahren Ranger, seit dreieinhalb Jahren arbeitet er hier im Joshua Tree National Monument.

»Was kann man nie wissen?« frage ich ihn und setze mich ächzend auf. Alle Knochen tun mir weh.

»Was die Leute treiben, wenn sie sich in der Wüste allein wähen.«

Craig schaut bewegungslos. Er ist der geduldigste und friedfertigste Mensch, den ich seit langem getroffen habe. Die Ranger-Uniform, komplett mit Gummiknüppel, Revolver und tiefdunkler Sonnenbrille, hilft dem allzu harmlosen Eindruck sicher ab. Doch jetzt ist Craig in Zivil. In Räuberzivil.

»Wir finden oft Tote«, sagt er, »von Coyoten und anderen Tieren angefressen; Gerippe, die man nicht mehr identifizieren kann.«

Ich sehe ihn ungläubig an.

»In der Regel wurden die Leute nicht hier getötet«, sagt Craig schnell; es

soll wohl beruhigend klingen. »Die Leichen kommen aus Palm Springs oder Las Vegas.

Die Mafia benützt die Wüste bisweilen als Endlagerstätte für ihre Geschäftsfreunde.« Er

in mich. Ich war bereit, Frieden mit mir selbst zu schließen. Dianne hatte mich überzeugt. Ich wollte den Luxus der Leere genießen. So beschloß ich, in die Wüste zu gehen. Ich meine zu laufen. Zu Fuß. Zumindest für ein paar Kilometer.

Von der alten Oasis of Mara, gelegen an der Peripherie des heutigen Twentynine Palms, sind es nur wenige Kilometer auf einer schnurgeraden und recht steil ansteigenden Straße bis zum Eingang des Joshua Tree National Monument. Seinen Namen trägt dieser Naturschutzpark nach den bizarren, vogelscheuchartigen Joshua-Bäumen, die sich in der weiten Ebene zu fremdartigen, auferirdischen Leben vorspiegelnden Wäldern gruppieren.

„Im Glitzern der Hitze scheinen ihre Klauen nach dem Himmel zu greifen“, schrieb der Engländer Joseph Smeaton Chase, der zu Beginn des Jahrhunderts diese Schnittstelle zwischen der Mojave und dem Sonoran Desert bereiste: „Eine Landschaft voller Joshua-Bäume gleicht selbst bei hellem Tageslicht einem Alptraum.“

Über dieser Landschaft, hoch oben im fleckenlos blauen Himmel, kreisen immer noch die beiden geduldigen Truthahn-Geier. Nicht minder geduldig liege ich auf meinem Felsenplatz in der Sonne, mit glühendem Gesicht und müden Gliedern, immer noch einer sterbenden Eidechse gleich. Zu allem Überfluß fange ich an, meine Situation zu genießen.

Die hohen Wände des Canyons lassen keinen Windhauch ahnen, der nackte Boden des Tales schleudert die Sonnenstrahlen zurück in die Luft, die, übertoll von Hitze und Licht, immer stärker zu vibrieren scheint. Alles in diesem wüsten Tal, inklusive der Kakteen, der Eidechsen und der kreisenden Geier, döst in der Mittagshitze. Unendlich heiß ist es, unerträglich, beatäubend heiß; und es ist faszinierend schön.

Die Zeit beginnt, in der gleichenden, bewußtlos machenden Sonne zu zerfließen, zu

»So klug kann man gar nicht sein, daß einen die Wüste nicht zum Narren hält.«



verdunsten, aufzugehen in der großen heißen Trockenheit, die alles Leben zu Asche verbrennt. Aus dem Flimmern heraus aber ist plötzlich etwas, auf dem heißen Felsen in der mittäglichen Wüste, eine profunde Einbildung, eine fragwürdige Gewißheit, nur eine kleine Verschiebung der Wahrnehmung; so als habe jemand die Tiefenschärfe verstimmt, weit Entferntes tritt hervor, eine Erscheinung bei 105 Grad Fahrenheit, sie zieht vorüber, tiefer hinein in die rotglühenden Sehnerven...

„So klug kann man gar nicht sein, daß einen die Wüste nicht zum Narren hält.“

Ich schlage die Augen auf. Craig steht vor mir. Er grinst stolz: „Aber ich hab's gefunden. Über diesen Hügel, durch den Drywash und dann den Canyon hoch, der dahinter liegt!“

Ich muß gegen die Sonne schauen. Um Craigs Gesicht ist ein spöttisches Glitzern. Ich ziehe es vor, ihm nichts zu erzählen. Er scheint mir nicht der Typ für spirituelle Erlebnisse in der besten Tradition

transzendenter Naturphilosophie. Aber das war ich bis heute schließlich auch nicht. Craig ist seit elf Jahren Ranger, seit dreieinhalb Jahren arbeitet er hier im Joshua Tree National Monument.

„Wie weit“, frage ich, „ist es noch?“

„Vielleicht eine Stunde...“

„Wunderbar“, sage ich. „Dann kriegen wir ja noch Lauch.“

Craig bedenkt mich mit einem mitleidigen Blick. „Ich meine den Weg zur Eagle's Cliff Mine.“

Und ich meine den zum Parkplatz bei Split Rock. Dort haben wir meinen Mietwagen heute morgen für den Fall der Fälle bereitgestellt, bevor wir mit Craigs Jeep zu dem fernen Ausgangspunkt unserer Wanderung gefahren sind.

„Und wie weit wäre es bis zu dem Parkplatz?“ frage ich vorsichtig.

„Zwei Stunden“, sagt Craig. „Wenn wir eben nicht den Absteher zu der alten Goldmine machen würden...“ Liegt so ziemlich in der entgegengesetzten Richtung.“

„Muß nicht sein“, wrehe ich ab. „Ich habe genug gesehen. Es war wunderbar.“ Ich versuche, meiner Stimme einen enthusiastischen Unterton zu geben.

Craig beginnt mir zu schildern, was ich versäume, wenn ich die vergessene und von keiner Karte verzeichnete Goldmine nicht besuche, eine Rarität. Nichts hat sich dort verändert, seit die letzten Prospektoren aufgegeben haben. Selbst die verrosteten metallenen Kaffeebecher stehen noch in den vermoderten Regalen...

Craig grinst diabolisch. Die Sonne brennt mir durch meine Gedanken. Ich habe keine Ahnung, was ich eigentlich will, sieht man einmal von einem schattigen Plätzchen ab. Für Sekunden durchzuckt mich eine Vision, das böse Gegenstück zur gerade vergangenen Erscheinung. Ich sehe breite Betonbahnen, die Schluchten durchziehen, zwischen denen sich das Land in Parzellen aufteilt. In langen Reihen wachsen Einfamilienhäuschen mit Doppelgaragen und Swimmingpools die Hänge herauf. Ich sehe Shopping Malls und Restaurants, in denen Klimaanlage summten und kein Getränk ohne Eis serviert wird. Aus Lautsprechern dringt dezente Musik.

I've been to the desert on a horse with no name  
It feels good to stay out of the rain

In the desert you can't remember your name  
For there ain't no one for to give you no pain.

Doch die Versuchung geht vorbei. Ich micks ergeben und gehe, warum weiß ich nicht, weiter hinein in die Wüste. □



Gundolf S. Freymuth, 34, hat sich bei jetzt eher in Großstädten verirrt. Er ist in Berlin, Hamburg und Los Angeles. Diese Orte sind auch Schauplatz seines Romans „Der Ausweg“, der in diesem Jahr erscheint. Der amerikanische Fotograf Philip Hyde, 57, ist auf Natur- und Landschaftsfotografie spezialisiert. Folgerichtig ist er Mitglied im Club, der sich der Erhaltung von Natur und Umwelt in den Vereinigten Staaten verschrieben hat.



verzieht den Mund. »Weil diese Stadtgangster naiv sind. Sie glauben, was sie in der Wüste abladen, würde nicht gefunden. Aber die Wüste konserviert alles. So lange es nicht regnet, bleiben Spuren nahezu ewig erhalten.«

»Ewig«, das war mein Stichwort. Das nächste Bett zwei Tage Fußmarsch entfernt, das nächstbeste Restaurant ebenfalls! Zwei Tagesmärsche! Nur dass wir - dank meiner Voraussicht - nicht zu Fuß gehen müssen.

»Wie weit«, frage ich, »ist es noch?«

»Vielleicht eine Stunde ...«

»Wunderbar«, sage ich. »Dann kriegen wir ja noch Lunch.«

Craig bedenkt mich mit einem mitleidigen Blick. »Ich meine den Weg zur Eagle's Cliff Mine.«

Und ich meinte den zum Parkplatz bei Split Rock. Dort haben wir meinen Mietwagen heute morgen für den Fall der Fälle bereitgestellt, bevor wir mit Craigs Jeep zu dem fernen Ausgangspunkt unserer Wanderung gefahren sind.

»Und wie weit wäre es bis zu dem Parkplatz?« frage ich vorsichtig.

»Zwei Stunden«, sagt Craig. »Wenn wir eben nicht den Abstecher zu der alten Goldmine machen würden ... Liegt so ziemlich in der entgegen gesetzten Richtung.«

»Muss nicht sein«, wehre ich ab. »Ich habe genug gesehen. Es war wunderbar.« Ich versuche meiner Stimme einen enthusiastischen Unterton zu geben.

»Aber du wolltest doch unbedingt die ...« Craig beginnt mir zu schildern, was ich versäume, wenn ich die vergessene und von keiner Karte verzeichnete Goldmine nicht irgendwo im Nirgendwo besuche.

Die Wüste hat die zahllosen alten Minen und Goldgräberstädte Stück für Stück wieder verschluckt. Von den meisten existiert heute nur noch der Boden, auf dem sie einst standen. Die Mine, zu der ich geführt werden soll, ist eine Rarität. Nichts hat sich dort verändert, seit die letzten Prospektoren aufgegeben haben. Selbst die verrosteten metallenen Kaffeebecher stehen noch in den vermoderten Regalen ...

Craig grinst diabolisch.

Die Sonne brennt mir durch meine Gedanken. Ich habe keine Ahnung, was ich eigentlich will, sieht man einmal von einem schattigen Plätzchen ab. Für Sekunden durchzuckt mich das böse Gegenstück zur gerade vergangenen Epiphanie, eine seltsam weltliche Vision, die profitable Phantasie eines fiebernden Fortschrittsfanatikers, eines rastlosen Naturzerstörungs-Profis:

Ich sehe breite Betonbahnen die Schluchten durchziehen, zwischen denen sich das Land in Parzellen aufteilt. Der eine oder andere hinderliche Hügel wird per Dynamit auf Maß gebracht. In langen Reihen wachsen Einfamilienhäuschen mit Doppelgarage und Pool die Hänge herauf. Ich sehe Shopping Malls und Reklameschilder, groß und bunt, Tankstellen, Parkplätze und Telefonzellen. Ich sehe Restaurants, in denen Klimaanlage summen und kein Getränk ohne Eis serviert wird. Und aus den Lautsprechern dringt dezente Musik:

*I've been to the desert on a horse with no name*

*It feels good to stay out of the rain*

*In the desert you can't remember your name*

*For there ain't no one for to give you no pain.*

Doch die Versuchung geht vorbei. Ich nicke ergeben, stehe auf und folge Craig tiefer und tiefer hinein in die Wüste.

# info

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Namensnennung-Keine kommerzielle Nutzung-Keine Bearbeitung 2.0 Deutschland Lizenzvertrag lizenziert. Um die Lizenz anzusehen, gehen Sie bitte zu <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/de/> oder schicken Sie einen Brief an Creative Commons, 171 Second Street, Suite 300, San Francisco, California 94105, USA.

## Impressum

### DRUCKGESCHICHTE

Die Luxuswüste. Stark gekürzt erschienen unter dem Titel: Ein wüstes schönes Land. In: GEO, August 1989, S. 8-30.

### DIGITALER REPRINT

Dieses Dokument wurde von Leon und Gundolf S. Freyermuth in Adobe InDesign und Adobe Acrobat erstellt und am 1. Oktober 2009 auf [www.freyermuth.com](http://www.freyermuth.com) unter der *Creative Commons License* veröffentlicht (siehe Kasten links). Version: 1.0.

### ÜBER DEN AUTOR

Gundolf S. Freyermuth ist Professor für Angewandte Medienwissenschaften an der ifs Internationale Filmschule Köln ([www.filmschule.de](http://www.filmschule.de)). Weitere Angaben finden sich auf [www.freyermuth.com](http://www.freyermuth.com).

